

Mercedes Ron
Drawn Together

MERCEDES RON

DRAWN

Together

*Aus dem Spanischen von
Ursula Bachhausen und Sabine Giersberg*



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

INHALTSWARNUNG:

Dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte.
Deshalb findet ihr auf S. 428 einen Hinweis.
Er enthält Spoiler für die gesamte Geschichte.

1. Auflage 2026

© 2026 für die deutschsprachige Ausgabe
cbj Kinder- und Jugendbuchverlag in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Die spanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Marfil« bei Penguin Random House Grupo Editorial, S. A. U.,
Travessera de Gràcia, 47–49, 08021 Barcelona.
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2025 Autor

Aus dem Spanischen von Ursula Bachhausen und Sabine Giersberg
Umschlaggestaltung: Marie Graßhoff, nach einer Vorlage von Danielle Mazzella
di Bosco, mit Motiven von Adobe Stock (alefree, Aleksandra Konoplya, Amade-
yART, jamroenjaiman, lms_lms, scenery1, TOMA, Thanakorn, PNG City,

Water Shining, wahhaj)

kk · Herstellung: ChiK

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16807-3

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Für meinen Vater. Danke, dass du mich gelehrt hast,
dass der Himmel nicht die Grenze ist.*

PROLOG

Auf die Frage, warum ich mich auf die Sache eingelassen hatte, gab es tausend verschiedene Antworten, aber keine traf es richtig. Manchmal war es nicht leicht, der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Der Job verlangte mir so viel ab, dass ich mich hin und wieder fragte, ob ich ihn nicht besser an den Nagel hängen sollte, aber dann sagte ich mir, all die Anstrengung und das Herzblut, das ich in meine Karriere gesteckt hatte, durften nicht umsonst gewesen sein. Und so kämpfte ich die Zweifel nieder und machte einfach weiter.

Die Männer, mit denen ich arbeitete, hätten mich eiskalt abgeknallt, wenn etwas davon nach außen gedrungen wäre, aber ich hatte mir schon früh angewöhnt, mir nichts anmerken zu lassen. Hin und wieder musste ich mich bremsen, damit die anderen mir nicht an den Augen ablesen, wie sehr ich in manchen Momenten mit allem haderte.

Bei meinem Job durfte man sich keine Zweifel leisten, sonst kostete es einen womöglich den Kopf.

Aus sicherer Entfernung nahm ich mein Ziel ins Visier. Wir waren fünfzehn Mann, aber ich war auf mich allein gestellt und hatte keinerlei Deckung.

Schon als die Ballerei anging, wusste ich, dass die Sache in die Hose ging. Und dann fiel der eine Schuss, der alles veränderte.

1

Marfil

Zwei Wochen später.

Während ich auf Liam wartete, ließ ich die kolumbianische Zweihundert-Pesos-Münze durch meine Finger gleiten und dachte, dass die beiden Seiten eins waren und doch für immer getrennt. Die eine würde die andere niemals sehen können.

Ich weiß, es hört sich albern an, es ist schließlich nur eine Münze, doch in dem Moment identifizierte ich mich mit ihr. Hatte ich nicht auch zwei Seiten an mir, die nicht zusammenfanden? Manchmal blickte ich selbst nicht mehr durch. Wenn ich mich von außen betrachten könnte, würde ich in den meisten Situationen wahrscheinlich nur den Kopf schütteln.

Meine Schwester Gabriella sagt, es geht nicht spurlos an einem vorüber, wenn man die Kindheit und Jugend sieben-tausend Kilometer von zu Hause entfernt in einem Internat in England verbringt. Ich hatte diese Phase zum Glück hinter mich gebracht, aber vor ihr lagen noch zwei harte Jahre mit strengen Regeln unter grauem Himmel. In ein paar Monaten wurde sie sechzehn und ihre einzige Sorge war, dass sie noch nie einen Jungen geküsst hatte und am Ende in diesem weiblichen Kosmos womöglich feststellen würde, dass sie auf Frauen stand. Wenn ich mir das Gesicht meines Vaters vorstellte, sollte

sie sich irgendwann outen, konnte ich mir ein Grinsen nicht verkneifen.

Es gibt traumatische Erfahrungen, die prägen einen fürs Leben. Glaubt mir, davon kann ich ein Lied singen. Noch heute schrecke ich manchmal weinend aus dem Schlaf hoch, als wäre ich noch immer vier Jahre alt und nicht zwanzig. Es ist unglaublich, wie sich manche Erinnerungen in dein Gehirn brennen und andere einfach verloren gehen. Schaut euch mal den computeranimierten Film *Alles steht Kopf* von Pixar an, in dem es um Kern-erinnerungen und Emotionen geht. Anscheinend sortiert unser Hirn als Schaltzentrale die nutzlosen Erinnerungen aus und behält nur die aus seiner Sicht bedeutsamen. Da stellt sich mir allerdings die Frage: Was für einen Nutzen soll denn die Erinnerung an den grauvollen Moment haben, in dem meine Mutter vor meinen Augen erschossen wurde?

Die Schaltzentrale macht da offenbar ihr eigenes Ding.

Während ich meinen Gedanken nachhing, blieb mir nicht verborgen, dass mich eine Gruppe Typen an der Theke zu meiner Rechten unentwegt anstarrte. Ich wandte mich ihnen zu und schaute sie provokativ an. Ich wollte sie in die Schranken weisen, doch zwei von ihnen fingen an zu lachen und der Dritte im Bunde, ein großer Dunkelhaariger, hielt kalt lächelnd meinem Blick stand.

Ich hasste es, als Erste den Blick abzuwenden, egal um wen es sich handelte. Es gab nur einen einzigen Menschen auf der Welt, der mich so einschüchtern konnte, dass ich den Kopf senkte und nicht mal zu blinzeln wagte, aber der war zum Glück gerade weit weg.

Leute, das war der Auftakt eines legendären Blickduells. Nun ja, das ist vielleicht übertrieben, ich dramatisiere eben gerne. Was ich damit sagen will, es war sehr intensiv. Je länger ich ihn

anstarrte, desto mehr war ich angefixt, und wenn ich seinen Blick richtig deutete, ahnte ich, was ihm gerade durch den Kopf ging. Könnte ich mit ihm dasselbe Spielchen spielen wie mit den anderen? Mal sehen ...

»Hey, Mar«, sagte eine tiefe Stimme hinter mir, und als sich eine Hand auf meine Schulter legte, zuckte ich zusammen und war abgelenkt.

Mist! Jetzt hatte ich verloren.

Doch als mich mein bester Freund in die Arme schloss, war der Frust über die Niederlage sofort vergessen. Liam Michaelson war fast einen Meter neunzig groß und hatte pechschwarzes Haar und strahlend blaue Augen. Ein Typ, auf den die Mädchen standen. Und stellt euch vor, er war nicht schwul. Und mein bester Freund. Tja, so was soll vorkommen.

»Wartest du schon lange?«, fragte er und schaute über meinen Kopf hinweg zu den feixenden Typen.

»Lange genug, dass du mir einen Drink schuldest.«

Theoretisch durfte ich noch keinen Alkohol trinken, geschweige denn welchen kaufen, aber es waren so viele falsche Ausweise im Umlauf, dass dieses Gesetz ein absoluter Witz war.

Liam lächelte amüsiert und bestellte für uns beide.

»Und darf ich den Grund erfahren, warum du mich hier eine halbe Stunde warten lässt?«, fragte ich und ließ die Oliven in meinem Martini kreisen.

Liam hob das Bierglas an den Mund und verdrehte die Augen.

»Das willst du gar nicht wissen.«

»Virginia? Oder nein, warte ... Rose?«

»Tessi«, erwiderte er und ich musste schallend lachen.

»Tessi? Dein Ernst? Ist das irgendein Spitzname, oder was?«

»Sie möchte von mir so genannt werden. Alles ziemlich anstrengend, wenn du mich fragst.«

Liam war ein Mann, der ..., na ja, ein Mann eben. Die meisten Männer wollen einfach Spaß haben, wir Frauen wollen das natürlich auch, aber eben noch ein paar Dinge mehr, auch wenn ich in dem Punkt vielleicht die berühmte Ausnahme bin ... Aber ich konnte gut verstehen, dass Virginia, Rose und diese Tessi mehr von ihm wollten. Er war ein echt toller Fang – wenn man davon absah, dass er alles vögelte, was nicht bei drei auf dem Baum war.

Liam und ich hatten uns während meines ersten Jahres an der Uni kennengelernt. Zu der Zeit war ich vollkommen unbeleckt, nicht nur was das Studium anging, sondern das Leben im Allgemeinen. Ich war acht Jahre im Ausland zur Schule gegangen und nur von Mädchen und Nonnen umgeben gewesen. Lediglich in den Sommerferien hatte ich zwei Monate zu Hause in Louisiana verbracht. Wir studierten beide Wirtschaft an der Columbia University. Er war drei Jahre älter als ich und schon im letzten Studienjahr.

Es war ein harter Kampf mit meinem Vater gewesen, bis er mich allein nach New York gehen ließ, und ich konnte es manchmal immer noch kaum glauben, dass ich jetzt schon zwei Jahre allein lebte. Anfangs konnte ich mit der neu gewonnenen Freiheit gar nicht umgehen. Die vielen Jahre des Eingengtseins hatten dazu geführt, dass ich erst mal ordentlich über die Stränge schlug, aber das war zum Glück vorbei ... bis auf wenige Ausnahmen.

Liam war der erste Junge, den ich geküsst habe. Ich war gerade achtzehn geworden, und bei ihm merkte ich zum ersten Mal, wie viel Spaß es mir machte, einen Mann zu erobern. Mein Vater hatte mich immer weggesperrt und behandelt wie einen kostbaren Schatz, dem niemand nahekommen durfte, doch Liam hatte die Mauern gesprengt. Bei ihm hatte ich Nähe zulassen können.

Wir waren nicht bis zum Äußersten gegangen, aber ein paar heiße Szenen hatte es schon gegeben, bis uns irgendwann beiden klar wurde, dass wir es bei der Freundschaft belassen sollten. Auch wenn er ein toller Mensch war und wir hervorragend harmonierten.

Nach Liam hatte ich versucht, eine ernsthafte Beziehung mit einem Typen namens Regan einzugehen. Doch ich fand heraus, dass er und seine Freunde um zehntausend Dollar gewettet hatten, wer mich als Erster ins Bett bekam. Ja, richtig gehört, zehntausend Ocken. Absolut kindisch. Nach der Erfahrung legte sich ein Schalter um und ich entdeckte eine ungekannte Seite an mir. Die Erkenntnis, dass mein Vater recht hatte mit dem, was er mir zum Thema Jungs eingetrichtert hatte, ärgerte mich mehr, als ihr euch vorstellen könnt. Also nahm ich selbst das Heft des Handelns in die Hand und bestimmte, wo es langging. Mich würde keiner mehr verarschen.

»Der Typ von der Theke naht«, sagte Liam eine halbe Stunde und drei Martinis später. »Soll ich so tun, als wäre ich dein Lover?«

Ich grinste und leerte das Glas.

»Das wäre bestimmt witzig, aber nein danke«, erwiderte ich. Das versprach, interessant zu werden.

Ich spürte ihn in meinem Rücken, gab mich aber erst mal reserviert. Liam drehte sich zu ihm um.

»Kann ich dir helfen?«

»Eigentlich wollte ich nur kurz was mit deiner Freundin besprechen.«

Ich schmunzelte und musterte ihn. Er war attraktiver, als ich gedacht hatte.

Für einen kurzen Moment flatterten seine Lider.

»Wow, du siehst ja aus der Nähe noch viel hübscher aus.«

Auch ohne hinzusehen, wusste ich, dass Liam gerade die Augen verdrehte.

»Was willst du?«, fragte ich ungerührt. Komplimente ließen mich kalt.

Verlegen zog er eine Visitenkarte aus seiner Hemdtasche und reichte sie mir.

»Ich würde dich gerne zum Essen einladen«, meinte er entschlossen.

Ich blickte auf die Karte.

HARRY WILSON – ARCHITEKT

Er hatte bestimmt keinen blassen Schimmer, dass ich erst zwanzig war. Das kommt davon, wenn man in einer Bar an der Wall Street einen trinken geht.

»Ich überleg's mir«, antwortete ich.

Besagter Harry lächelte und da fiel mir das Grübchen in seiner rechten Wange auf. Ich lächelte artig zurück und er verabschiedete sich mit einer knappen Handbewegung. Er hatte mich nicht mal nach meinem Namen gefragt.

Ich steckte die Karte in meine Tasche und wandte mich wieder meinem Freund zu, der mich amüsiert, aber auch leicht pikiert ansah.

»Es ist schon erschreckend, wie ähnlich du mir bist.«

Ich lachte und schüttelte den Kopf.

»Du weißt, das mit uns ist durch.«

Jetzt schüttelte er den Kopf.

»Dich ins Bett zu kriegen, ist wie ein Sechser im Lotto.«

Ich warf ihm einen tadelnden Blick zu.

»Sei still, sonst fliegt meine Tarnung auf.«

»Du bist wie eine Gottesanbeterin. Das weißt du, oder?«

»Ich fresse niemanden, ich nehme mir nur, was ich will, und das war's.«

»Macht es dir nichts aus, dass manche behaupten, sie hätten es nächtelang mit dir getrieben?«

Was für eine dumme Frage.

»Wenn sie Märchen erzählen müssen, um sich männlicher zu fühlen, lass sie doch. Wer die Wahrheit wissen will, kann gerne zu mir kommen und mich fragen.«

Liam brach in schallendes Gelächter aus.

»Manchmal glaube ich, du weißt nicht, dass du mit dem Feuer spielst. Irgendwann kommt einer, der bringt dich um den Verstand und dann sind deine tollen feministischen Ideen Geschichte.«

»Mit Feminismus hat das nichts zu tun. Männer benutzen Frauen seit Anbeginn der Zeiten. Sie nehmen sich, was sie wollen, und verschwinden. Was ist also dabei, wenn ich dasselbe tue? Ich bin nicht ihr Lustobjekt, sondern sie meins.«

Liam sah mich ungläubig an. Er hielt mich wohl für naiv.

»Allein dein Anblick lässt jeden Mann auf dieser Welt dahinschmelzen, Marfil. Dich nur zu berühren, ist für sie der Hauptgewinn, glaub mir.«

Ich schwieg einen Moment.

»Der einzige Mensch, mit dem ich es machen würde, bist du, aber nur weil wir Freunde sind.«

Liam verschluckte sich an seinem Bier.

»An solchen Sprüchen merkt man, dass du noch ein Kind bist. Jetzt komm, ich bring dich nach Hause.«

Ich hatte nicht gelogen, als ich sagte, er sei der Einzige, bei dem ich bereit sei, mich ihm hinzugeben. Er war der einzige Mann auf dieser Welt – um seine Worte zu benutzen –, zu dem ich genügend Vertrauen hatte. Ich hatte oft darüber nachgedacht, denn

was das Vorspiel anging, war ich ziemlich versiert, aber ich hatte Angst davor weiterzugehen. Mein Vater hatte mir immer wieder eingetrichtert, dass für eine Frau die Tugendhaftigkeit das A und O ist. Und die Nonnen im Internat hatten sich in ihren Ausführungen nicht zurückgehalten, was uns blühen würde, wenn wir uns der Wollust hingäben ... Die Leute in meinem Umfeld waren geradezu besessen vom Thema Jungfräulichkeit, und auch wenn ich aus mir herausgehen wollte – und das auf meine Art auch tat – schreckte ich doch vor dem letzten Schritt zurück.

Liam fuhr mich in seinem grauen Audi zu meinem Apartment. Er hatte ihn erst vor Kurzem gekauft und im Innenraum roch alles noch neu. Anders als die anderen Studenten wohnte ich nicht auf dem Uni-Campus. Mein Vater hatte mich nur unter der Bedingung ziehen lassen, dass er aussuchte, wo ich wohnte.

Deshalb hatte ich ein Apartment ganz für mich allein. Es befand sich eine Viertelstunde von der Uni entfernt in der Upper East Side, einem der teuersten Viertel der Stadt. Es mag versnobt klingen, aber es bedeutete mir nichts, dass ich an einer der ersten Adressen New Yorks lebte. Ich hatte von klein auf im Luxus geschwelgt, und viele hielten mich für dumm, weil ich unbedingt studieren wollte, obwohl ich durch das Geld meines Vaters ausgesorgt hatte. Aber für mich stand von Anfang an fest, dass ich meinen eigenen Weg gehen wollte.

Mit Zahlen kannte ich mich aus, also entschied ich mich für das Wirtschaftsstudium. Das war allerdings nur Plan B, denn eigentlich hatte ich meinen Vater seit meiner Jugend beknetet, in New York auf die Ballettschule gehen zu dürfen, doch er hatte sich nicht erweichen lassen. Am Ende hatte ich alles auf eine Karte gesetzt und einen letzten Versuch gewagt, ihn umzustimmen. Ich zitterte immer noch, wenn ich an seinen Wutanfall

dachte. Das würde ich mir nie mehr antun. Und so tanzte ich zu Hause weiter. Das konnte ich zu jeder Tages- und Nachtzeit tun – ein Vorteil des Alleinlebens.

Ich drückte Liam zum Abschied einen Kuss auf die Wange und versprach, irgendwann vor dem Wochenende noch an einem Abend mit ihm auszugehen.

Im Eingangsbereich begrüßte ich Norman, den Portier, und stieg zum Aufzug. Es war nicht ungefährlich, in New York allein unterwegs zu sein, vor allem als Frau, aber die Gegend war sehr ruhig. Zum größten Teil lebten hier Familien mit Kindern und die Eltern scheffelten an der Wall Street Unmengen Kohle. Mein Vater gehörte auch zu diesem erlesenen Kreis.

Abgesehen von den grellpinken Kissen war die Einrichtung meiner Wohnung eher puristisch. Mein Motto lautete: »Je weniger du hast, desto weniger musst du aufräumen«, und daran hielt ich mich strikt. Das Apartment war nicht sehr groß: Es bestand aus einem Schlafraum, einem Bad und einem Wohnzimmer mit einer Pantry-Küche. Am anderen Ende gab es noch einen Dienstbotenbereich mit eigenem Bad, aber da ich kein Personal brauchte, hatte ich mir dort ein kleines Ballett-Studio eingerichtet, wo ich jede freie Minute verbrachte. Ich hatte eine Ballettstange und große Spiegel anbringen lassen, in denen ich mich betrachten konnte, wenn ich im Rhythmus der Musik entspannte.

An einer der Wände im Wohnzimmer hatte meine beste Freundin Tamara, die von allen immer nur Tami genannt wurde, angefangen, ein riesiges Wandbild zu malen: wild durcheinandergewürfelte Motive, in deren Betrachtung ich mich verlieren konnte. Zitate aus Büchern, Liedtexte, Bilder von uns, Fantasieblumen und vor allem Augen. Augen in verschiedenen Größen, in denen sich die unterschiedlichsten Emotionen spiegelten. Tami hatte ein Faible für Blicke, und ich bewunderte ihr Talent,

sie auf alle möglichen Flächen bannen zu können, sofern sie nur irgendetwas zum Malen hatte. Einmal hatte sie bei Starbucks mit einem Strohhalme und dem Schaum meines Frappuccinos ein Minion auf eine Serviette gezeichnet.

Ich legte meine Tasche auf die Kücheninsel und ging zum Kühlschrank. Was Kochen anging, war ich eine absolute Niete. Einmal hatte ich versucht, eine Fleischpastete nach dem Rezept meiner Stiefmutter zuzubereiten und sie, verpeilt, wie ich war, im Ofen vergessen. Um ein Haar hätte ich die ganze Küche in Brand gesetzt.

Ich würde mir etwas liefern lassen.

Nächste Woche stand eine Zwischenprüfung in Mikroökonomie an, und ich setzte mich mit meinem Laptop auf die Couch, um mit klassischer Musik im Hintergrund zu lernen. Dabei vergaß ich die Zeit. Irgendwann muss ich eingeknickt sein, und das in einer äußerst unbequemen Position. Ich reckte die steifen Glieder und wünschte, jemand käme und würde mich ins Bett tragen wie früher als Kind.

Doch da war niemand.

Ich legte das Buch auf den Couchtisch und schleppte mich ins Schlafzimmer. Als ich unter meiner blütenweißen Bettdecke lag, fühlte ich mich plötzlich mutterseelenallein auf der Welt. Es war fast ein wenig unheimlich. Ich war immer von Menschen umgeben gewesen. Im Haus gab es die Angestellten. Lupita, die Haushälterin, hatte sich immer wie eine Mutter um mich gekümmert. Dann waren da noch Louis, Peter und auch Logan, wenn mein Vater zu Hause war. Im Internat hatte ich mir mit vier Mädchen das Zimmer geteilt, Tami war eine davon und wir waren quasi nie allein gewesen. Kennt ihr das: Auf einmal geht die Fantasie mit euch durch und beim kleinsten Geräusch läuft der reinste Horrorfilm in eurem Kopf ab? Ätzend, sag ich euch ...

Ich schloss die Augen, zog mir die Decke über den Kopf und begann still zu zählen: eins, zwei, drei, achtzehn, vierundvierzig, fünfundvierzig, zweihundertsechs ...

Irgendwann zwischen zweihundertsechs und schlag mich tot schlief ich endlich ein.

Ruckzuck war Freitag. Ich hatte eine Einladung zu einer Party in einem Club, aber ich sagte ab. Nicht, weil ich nicht gern feiere, im Gegenteil, aber an dem Abend war mir eher danach zumute, zu Hause zu tanzen oder mir einen Film reinzuziehen. Nachdem ich zweieinhalb Stunden Pliés in allen Positionen rauf und runter geübt hatte, zog ich mir ein weites weißes T-Shirt über und kramte die Visitenkarte von diesem Harry hervor.

Sollte ich ihn anrufen und ihn fragen, ob er Lust hätte, mit mir zu Abend zu essen? Dann hätte sich das mit dem Einkaufen erledigt und ich müsste nicht schon wieder bei dem Laden an der Ecke Pizza bestellen. Doch da fiel mir ein, dass er ja nicht mal meinen Namen kannte. Sollte ich ihn etwa anrufen und sagen: »Hallo, ich bin's, das Mädchen aus der Bar neulich«?

Nie im Leben.

Draußen war es noch hell, also zog ich Leggings, ein kurzärmeliges T-Shirt und meine Joggingsschuhe an und verließ die Wohnung. Gewöhnlich joggte ich täglich eine Stunde, aber nie am Morgen, denn Frühaufstehen war nicht mein Ding. Da schaute ich mir lieber an, wie sich das Licht der untergehenden Sonne im Central Park Reservoir spiegelte.

Ich schenkte Norman ein Lächeln und trat in die noch warme Aprilsonne hinaus. Im Central Park war immer viel los, Eltern gönnten ihren Kindern etwas frische Luft, Hundebesitzer führten ihre Tiere aus und andere fütterten die Tauben. Wenn die Sonne sich verabschiedete, leerte sich der Park, und es blieben nur noch die unzähligen Sportler übrig. Ein paar von ihnen

kannte ich vom Sehen und wir grüßten uns im Vorbeilaufen. Mit einem hatte ich mal geflirt und mir anschließend geschworen, das nie wieder zu tun. Ich hätte mich verfluchen mögen, als ich am Ende meine geliebte Route ändern musste, um ihm nicht mehr zu begegnen.

Nachdem ich mich richtig ausgepowert hatte, wollte ich noch ein paar Meter gemütlich gehen. Der Tag war einer wundervollen lauen Nacht gewichen und die Lichter der Wolkenkratzer spiegelten sich im Wasser. Ich liebte diese Stadt. Viele behaupteten, hier zu leben, sei der reinste Wahnsinn, die Leute kämen nie zur Ruhe und die Luft sei total verpestet. Aber ich hatte mein ganzes Leben auf dem Land verbracht und hier fühlte ich mich als Teil von etwas Besonderem, Einzigartigem.

An einem der vielen Trinkbrunnen hielt ich an, um meinen Durst zu stillen. Ich hielt meinen Pferdeschwanz fest, damit mein Haar nicht nass wurde, und als ich mich gerade über den Strahl beugen wollte, geschah es.

Ich hatte nicht mal Zeit, zu schreien.

Eine Hand packte mich an der Taille und zog mich nach hinten, während mir jemand einen feuchten, unangenehm riechenden Lappen an den Mund presste. Von panischer Angst getrieben, versuchte ich, mich zu wehren, doch die Substanz in dem Lappen tat rasch ihre Wirkung. Meine Lider wurden schwer, meine Beine gehorchten mir nicht mehr und ich sank mit schwindenden Sinnen an eine harte männliche Brust.

»Los, rein mit ihr in den Lieferwagen.«

Das war das Letzte, das ich hörte, bevor ich das Bewusstsein verlor.

2

Marfil

Als ich die Augen aufschlug, fand ich mich allein zwischen piepsenden Maschinen in einem Krankenzimmer wieder. Mein Blick wanderte hinunter zu meinem Körper: Ich trug einen grünen Kittel, man hatte mir einen Zugang an der linken Hand gelegt, die rechte war verbunden.

Mein Puls begann zu rasen, und mein Herz wummerte, als würde jemand darin einen Hammer schlagen.

Was war passiert?

Die Tür ging auf und eine Krankenschwester trat an mein Bett.

»Miss Cortés ... Wie geht es Ihnen?«

Ich blinzelte verwirrt.

»Wo bin ich? Was ist passiert?« Ich wollte aufstehen und wegrennen, keine Ahnung wohin, nur weg und mich in Sicherheit bringen.

Aber vor wem?

»Ganz ruhig. Sie sind hier sicher.«

Meine Augen füllten sich mit Tränen. Allmählich kehrte die Erinnerung zurück. Ich war beim Joggen. Beim Cool-down hatte ich an einem Trinkbrunnen haltgemacht, jemand hatte mir einen Lappen auf den Mund gedrückt, mir wurde schwarz vor Augen und dann ...

Noch bevor ich irgendetwas fragen konnte, öffnete sich die Tür erneut und mein Vater stürmte herein. Noch nie war ich so glücklich gewesen, ihn zu sehen.

»Marfil!«, rief er und drückte mich an sich.

Ich vergrub meinen Kopf an seiner Brust und sog seinen Geruch ein, eine Mischung aus Eau Sauvage von Dior und Tabak. Er war Kettenraucher.

»Gott sei Dank bist du aufgewacht«, sagte er und strich mir übers Haar.

Da ich die meiste Zeit weit weg von zu Hause gelebt hatte, war unsere Beziehung nicht besonders innig, aber ich war heilfroh, dass er mich im Arm hielt.

Als ich mich ein wenig beruhigt hatte, erfuhr ich, was geschehen war.

»Du wurdest entführt, Marfil«, erklärte er gepresst.

Man hatte mich bewusstlos vor der Tür des Krankenhauses in New Orleans, eineinhalb Stunden von unserem Haus in Baton Rouge entfernt, gefunden. Zum Glück trug ich meine Geldbörse bei mir, sodass die Ärzte mich identifizieren und meinem Vater Bescheid geben konnten.

»Es gab keine Nachricht, keine Lösegeldforderung, nichts. Mir kam es seltsam vor, als ich dich am Montag anrufen wollte und ständig die Mailbox dranging.«

Montag!

Mein Gott, ich war drei Tage in der Hand der Entführer gewesen.

»Als ich dich in der Wohnung nicht antraf und dich nach Freitagabend, als du zum Joggen gingst, keiner mehr gesehen hatte, wusste ich, dass etwas Schlimmes vorgefallen war.«

Ich verstand nur Bahnhof.

»Die Polizei will mit dir reden. Vor der Tür warten zwei Beamte. Bis jetzt warst du ja nicht ansprechbar.«

Mein Vater verließ das Zimmer und kehrte mit den beiden Polizisten zurück. Ich hatte ihn noch nie so ernst und beunruhigt erlebt. Er ließ mich keine Sekunde aus den Augen.

Nervös setzte ich mich auf.

»Ich kann mich an nichts erinnern«, sagte ich und ich spürte, wie mein Mund ganz trocken und meine Hände feucht wurden.
»Nur an den Überfall.«

»Waren Sie nicht mal für einen Moment bei Bewusstsein?«, fragte der eine. Ich schüttelte den Kopf. Ich zermarterte mir das Hirn, aber da war nicht der Funken einer Erinnerung. »Jedes noch so kleine Detail ist eine große Hilfe für uns, Miss Cortés.«

Unsicher sah ich erst meinen Vater und dann die Krankenschwester an.

»Es tut mir leid«, sagte ich mit zittriger Stimme.

Mein Vater trat einen Schritt nach vorn und sah mich eindringlich an.

»Haben Sie dir irgendetwas angetan?«

Meine Unterlippe begann zu zittern, und ich biss darauf, um die Angst niederzukämpfen, die sich in mir breitmachte. Daran wollte ich gar nicht denken. Die Vorstellung, irgendwelchen Mördern oder Vergewaltigern wehrlos ausgeliefert gewesen zu sein, war unerträglich. Es konnte sonst was passiert sein.

»Antworte.«

Erschrocken schaute ich meinen Vater an.

»Ich kann mich an nichts erinnern«, wiederholte ich. Es war ein schreckliches Gefühl, nicht zu wissen, was geschehen war.

»Ich verlange, dass Sie meine Tochter gründlich untersuchen, und zwar sofort.«

Die Polizisten schauten betreten drein. Dass die Täter mich womöglich vergewaltigt hatten, schien sie genauso zu schockieren wie mich.

»Ich lasse Ihnen meine Karte da. Melden Sie sich, wenn Ihnen noch etwas einfällt, egal wie unbedeutend es Ihnen erscheinen mag.«

Ich nickte nur stumm.

Als sie weg waren, bat die Krankenschwester mich, ihr zu folgen. Sie schien die Order meines Vaters gleich umsetzen zu wollen. Eine innere Stimme sagte mir, dass ich mir keine Sorgen zu machen brauchte, denn wenn man mich vergewaltigt hätte, müsste ich doch irgendwas spüren, und das war nicht der Fall.

Als ich mit gespreizten Beinen auf dem Gynäkologenstuhl lag, musste ich mich zusammenreißen, um nicht laut loszubrüllen. Das Ganze war ein einziger Albtraum.

Die Ärztin war sehr einfühlsam.

»Wir haben schon überprüft, ob es Sperma- oder Blutspuren gibt, als wir Sie bewusstlos aufgefunden haben, aber da war nichts. Nichts deutet darauf hin, dass es einen sexuellen Übergriff gab, aber Ihr Vater besteht darauf, dass wir Sie noch mal untersuchen«, erklärte sie.

Ich verstand, dass mein Vater Gewissheit haben wollte. Auch ich musste für mich ausschließen, dass das geschehen war, wovor ich mich am meisten fürchtete.

»Ihr Jungfernhäutchen ist vollkommen intakt«, sagte sie. Die Art, wie sie das sagte, fand ich irgendwie merkwürdig. »Hier, das ist der Bericht mit den Ergebnissen des HIV-Tests.«

Aids? Ich riss panisch die Augen auf, doch die Ärztin lächelte mir sanft zu.

»Keine Panik, den haben wir nur zur Sicherheit gemacht. Sie haben eine traumatische Erfahrung gehabt, aber sonst fehlt Ihnen nichts. Sie müssen sich keine Sorgen machen.«

Ich nickte und nach einer Weile wurde mir Kleidung gebracht. Endlich war ich den ätzenden Krankenhauskittel los. Ich wollte

nur noch nach Hause und das alles so schnell wie möglich vergessen.

Am Eingang wartete unser Chauffeur Peter auf uns, um uns nach Hause zu fahren. Mein Vater telefonierte auf dem Beifahrersitz die ganze Fahrt über. Und ich konnte nicht glauben, dass noch vor vier Tagen meine größte Sorge das Mikroökonomie-Examen gewesen war.

Unwillkürlich sah ich mich beim Verlassen des Wagens um, ob da nicht irgendwo jemand lauerte, bevor ich die Treppe zu dem weißen herrschaftlichen Haus mit den Säulen hinaufstieg, in dem ich aufgewachsen war. Lupita, die Haushälterin, die sich schon um mich gekümmert hatte, als ich noch ein Baby war, kam mir mit Tränen in den Augen entgegen. Sie drückte mich fest an sich, und ich erwiderte die Umarmung und musste an mich halten, nicht gleich wieder loszuheulen.

»Marfil!«, seufzte sie und wischte sich die Tränen mit der Schürze ab. »Wenn du wüsstest, welche Sorgen wir uns um dich gemacht haben!«

»Alles gut, Lupita, jetzt bin ich ja wieder da«, versuchte ich, sie zu beruhigen. Ich war übergücklich, hinter den hohen Mauern in Sicherheit zu sein.

»Ich mache dir etwas Warmes zum Abendessen, ja? Du kannst dich derweil ein wenig frisch machen.«

Mein Vater war total busy mit dem Telefon am Ohr Richtung Büro verschwunden. Ich war ihm dankbar, dass er sich darum kümmerte herauszufinden, warum man mich entführt hatte, ohne für meine Freilassung etwas zu verlangen.

Während ich unter der Dusche stand, wurde ich das Gefühl nicht los, dass die Sache noch nicht ausgestanden war. Es sollte offenbar so etwas wie ein Warnschuss für meinen Vater sein.

Aber weshalb?

Es war kein Geheimnis, dass mein Vater in Geld schwamm, deshalb war es umso verstörender, dass es keine Lösegeldforderung gegeben hatte. Warum sonst sollte man die Tochter von Alejandro Cortés entführen?

Nachdem ich geduscht hatte, brachte Lupita mir eine warme Suppe und Schmorbraten mit Bratkartoffeln. Als mir der köstliche Duft in die Nase stieg, merkte ich erst, wie hungrig ich war. Ich aß im Bett und ließ im Hintergrund den Fernseher laufen, um mich abzulenken. Liam hatte mir zig Nachrichten geschickt, und ich meldete mich bei ihm, um Entwarnung zu geben.

»Als dein Vater mich anrief, hat mich fast der Schlag getroffen!«, entfuhr es ihm. Man merkte, wie aufgeregt er war. »Er dachte, ich hätte etwas mit deinem Verschwinden zu tun. Mein Gott, Marfil, ich hatte solche Angst um dich.«

»Nimm's ihm nicht übel. Außer Tami bist du der Einzige, von dem ich je zu Hause erzählt habe. An den Strohalm hat er sich geklammert. So viele Optionen gab es ja nicht.«

Liam löcherte mich mit Fragen, ich sollte ihm alles ganz genau erzählen. Woran ich mich erinnerte und was geschehen sein könnte. Aber das war das Letzte, was ich wollte. Obwohl ich jetzt in Sicherheit war, wollte die Angst einfach nicht weichen. Ich musste dringend zur Ruhe kommen, die Augen fielen mir schon zu.

»Schon gut, wir sprechen über alles, wenn du wieder in New York bist.«

Wie hatten die Kerle mich bloß in der kurzen Zeit nach New Orleans geschafft?

Doch mir blieb keine Zeit für Spekulationen, die Müdigkeit übermannte mich und ich fiel in einen unruhigen komatösen Schlaf.

Als ich aufwachte, toste der Wind ums Haus, als wäre er das Spiegelbild meiner aufgewühlten Seele. Ich ging zum Fenster und betrachtete die grüne Weite. Ich hatte es immer kaum erwarten können, wieder nach Hause zu kommen. Zu wissen, dass meine Mutter das riesige Haus zu einem so angenehmen, heimeligen Ort gemacht hatte, erfüllte mein Herz mit Wärme.

Ich zog mir Leggings und ein Sweatshirt an und eilte zum Frühstück hinunter. Auf dem Handy suchte ich nach dem nächsten Flug nach New York, denn ich musste schnellstmöglich zurück an die Uni. Die Zwischenprüfung hatte ich verpasst, und ich konnte nur beten, dass der Prof für Mikroökonomie sie mich nachholen ließ. Angesichts der Umstände sollte das meine geringste Sorge sein, ich weiß, aber mir sinnlos das Hirn zu zermartern, half mir auch nicht weiter.

Als ich die Küche betrat, war Lupita gerade dabei, Kartoffeln zu schälen. Der Duft von frisch gebrühtem Kaffee erfüllte den Raum, das hieß, mein Vater war zu Hause. Ich kenne niemanden, der so koffeinsüchtig ist wie er; ich hingegen verspürte keinen großen Hang zu dem schwarzen Gebräu und zog ein Glas warme Milch mit Honig vor. Lupita empfing mich mit einem herzlichen Lächeln, und noch bevor ich bis zehn zählen konnte, stand das Frühstück vor mir auf dem Tisch.

»Dein Vater möchte, dass du zu ihm in sein Arbeitszimmer kommst, wenn du fertig bist, Liebes.«

Ich schob mir einen Löffel Cornflakes in den Mund und nickte. Nachdem ich mich bei Lupita bedankt hatte, verließ ich die Küche und machte mich auf den Weg zu meinem Vater. Ich kam durch das Wohnzimmer mit den dunkelbraunen Sofas, dem weichen Perserteppich, dem riesigen Fernseher und dem langen Tisch, an dem wir zu besonderen Gelegenheiten aßen: an Weih-

nachten, an Thanksgiving und an meinem oder Gabriellas Geburtstag, wenn sie den nicht bei ihrer Mutter verbrachte.

Ich musste einen langen Flur durchqueren, den ich zutiefst hasste, denn die Wände waren voll mit ausgestopften Tierköpfen. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Jäger und gab ein Vermögen für Reisen an entlegene Orte aus, um irgendwelche Trophäen zu ergattern, die dann ihren Platz an der Wand fanden.

Ich konnte mich noch daran erinnern, als er mich einmal mitgenommen hatte. Er hatte mich nicht nur gezwungen, ein Reh zu schießen, sondern er hatte mich »getauft«, wie sie es nannten, indem er mir das Blut über den Körper goss. Über meine Tränen hatten er und seine Freunde nur gelacht. Ich hatte immer noch Alpträume davon.

Meine Schwester und ich liebten Tiere über alles, und dass unser Vater aus reinem Vergnügen Jagd auf sie machte, fanden wir widerwärtig.

Ich klopfte an der Tür. Mein Vater saß an seinem riesigen Schreibtisch, vor ihm Logan Price. Seit ich denken konnte, war Logan der Leibwächter meines Vaters. Er begleitete ihn überall hin. Das war so normal für mich, dass ich mich nie gefragt hatte, vor welchen Gefahren er ihn eigentlich beschützte. Mein Vater, der aus Kolumbien stammte, war mit zwanzig mit den Taschen voller Geld in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Mit seinem ausgeprägten Geschäftssinn hatte er quasi aus dem Nichts ein Vermögen gemacht, indem er günstig Land erwarb und Wein anbaute, mit dem er bis heute einen Großteil des Südens der Staaten belieferte. Er züchtete auch Pferde und hatte sehr gute Beziehungen zum kolumbianischen Präsidenten, mit dem er gerne bei einer guten Zigarre stundenlang vor dem Kamin plauderte.

Alejandro Cortés war zweifellos ein erfolgreicher Mann, aber

meiner Schwester und mir gegenüber sehr verschlossen, was seine Arbeit oder die ewig langen Reisen anging. Meine Mutter hatte er während eines Aufenthalts in Russland buchstäblich im Sturm erobert. Sie hatten nach einem Monat geheiratet und nach anderthalb Jahren wurde ich geboren. Über dem Kamin zu meiner Rechten hing ein gerahmtes Bild von ihr. Paulina Kozlova war eine atemberaubende Schönheit gewesen, mit hohen Wangenknochen, sinnlichen, vollen Lippen, mit goldblondem Haar und smaragdgrünen Augen. Ich sah ihr ähnlich, nur dass ich das schwarze Haar von meinem Vater geerbt hatte. Immer wenn ich das Bild ansah, verspürte ich einen Stich im Herzen. Es tat weh, an sie nur eine einzige Erinnerung zu haben: den leeren Blick, mit dem sie mich ansah, und all das Blut um sie herum ...

Logan drehte sich zu mir um, sagte förmlich »Guten Tag, Miss Cortés« und stand sofort auf, um mir den Stuhl anzubieten.

Mein Vater stützte die Ellbogen auf den Tisch und sah mich entschlossen an.

»Logan und ich haben über die Sache gesprochen, Marfil, und wir sind zu dem Schluss gekommen, dass es für die Aktion nur eine logische Erklärung gibt: Es sollte eine Botschaft sein. Man wollte mir klarmachen, wie leicht es ist, dich zu kidnappen, und dass sie es jederzeit wieder tun könnten.«

Von wegen »Wie geht's dir, Kleines« ... Mein Vater kam gleich zum Punkt, wie immer. Ich ballte die Hände zu Fäusten, damit man mir nicht anmerkte, wie sehr es mir Angst machte, dass sich so etwas noch einmal wiederholen könnte.

»Aber, wieso? Was wollen sie damit erreichen?«

Mein Vater lehnte sich völlig emotionslos zurück.

»Da draußen laufen so einige rum, die mich hassen, Marfil, und sie könnten versuchen, mir zu schaden, indem sie dir etwas antun.«

Logan stand am Fenster und drehte sich mit ernster Miene zu uns um.

»Bis wir herausgefunden haben, wer und was hinter der Entführung steckt, sollte jemand an ihrer Seite sein, der sie schützt und dafür sorgt, dass sich das nicht wiederholt.«

Nein, bitte nicht ...

Mein Vater kam mir zuvor.

»Du wolltest keinen Personenschützer, Marfil, und ich war so naiv, deinem Wunsch nachzugeben. Ich habe die Warnungen meines Sicherheitsteams in den Wind geschlagen, und das ist dabei herausgekommen. Sie hätten dich töten können ... oder vergewaltigen!«

Ich schluckte. Mein Puls raste.

»Aber ...«

Mein Vater stand auf und ging zu dem Barwagen neben seinem Schreibtisch.

»Kein *aber*, Mar«, sagte er und goss sich einen Whisky ein. »Ich will kein Risiko mehr eingehen. Das hätte ich von Anfang an nicht tun sollen.«

Mein Blick wanderte von Logan zu meinem Vater. Sie wirkten fest entschlossen.

»Wie soll ich denn ein normales Leben führen, wenn ständig ein Bodyguard an mir klebt?«

»Willst du das alles noch mal erleben?«

Das war natürlich ein triftiges Argument. Wohl oder übel musste ich klein begeben.

»Bis die Sache geklärt ist, wirst du rund um die Uhr überwacht. Ich habe meinen Schutz auch verstärkt und werde das auch bei deiner Schwester tun, wenn sie in den Ferien nach Hause kommt. Im Internat ist sie sicher. Ich werde nicht zulassen, dass jemand noch mal eine meiner Töchter in seine dreckigen Finger bekommt.«

»Das heißt, ich hab den ganzen Tag jemanden an der Backe?
Ist das dein Ernst?«

Logan antwortete für meinen Vater.

»Nur, bis die Sache geklärt ist, Miss Marfil«, wiederholte er.
»Wir haben bereits die besten Detektive eingeschaltet, um die
Drahtzieher zu finden.«

Detektive?

»Sollte das nicht besser die Polizei übernehmen?«

»Die arbeiten zu langsam, Kleines. Sie sind überlastet. Ich
zahle lieber für Dienstleistungen, als darauf zu warten, dass
irgendwelche Beamten mal in die Gänge kommen.«

Was sollte ich dagegen sagen? Das Risiko, dass mir so etwas
noch mal passierte, durfte ich nicht eingehen. Ich hatte so hart
darum gekämpft, meinen Vater zu überzeugen, mir keinen Perso-
nenschutz aufzuhalsen, und nun war das alles umsonst.

»Wir haben bereits einen der Besten angeheuert. Er hat fünf
Jahre bei der US Army gedient und viele Auszeichnungen be-
kommen. Es ist ein Glücksfall, dass er überhaupt zugesagt hat.«

Seufzend gab ich mich geschlagen.

»Aber an der Uni darf niemand wissen, dass er ein Bodyguard
ist, Dad.«

»Das haben wir bedacht. Er arbeitet undercover, keiner wird er-
fahren, welche Funktion er hat, solange du es nicht preisgibst. Carla
hat die Uni bereits informiert. Er kann sich als dein Kommilitone
ausgeben. Sei unbesorgt, er ist quasi unsichtbar. Versprochen.«

Das war ja immerhin etwas, auch wenn ich mir nicht vorstel-
len konnte, dass ein ehemaliger Soldat der Army unter jungen
Studenten nicht weiter auffallen würde.

»In deinem Apartment gibt es einen Dienstbotentrakt mit zwei
Zimmern. Ich habe ihn schon für Mr Moore herrichten lassen.«
Mein Tanzstudio! Shit!

Das verhagelte mir endgültig die Laune. Nicht, dass ich nicht zu schätzen gewusst hätte, was mein Vater für mich tat, aber es nervte mich, dass ich künftig ständig jemanden an mir kleben haben würde. Ich wollte nicht in Angst leben, ich wollte nicht ständig daran erinnert werden, dass man es auf mich abgesehen hatte, aber was blieb mir anderes übrig, als es zu akzeptieren?

»Was glaubst du, wie lange es dauert, bis ihr die Täter habt?«

Mein Vater setzte sich wieder.

»Das kann ich dir nicht sagen, aber ich versichere dir, ich werde mich mit Hochdruck darum kümmern.«

Ich wollte einfach nur weg.

»Kann ich jetzt gehen?«

Mein Vater nickte und schaute wieder auf den Bildschirm seines Computers.

Mr Moore, wer immer du auch sein magst ... ich kann dich jetzt schon nicht ausstehen.

3

Marfil

Mein Vater leitete alles in die Wege, damit Logan mich am darauffolgenden Tag nach New York begleitete, wo Mr Moore mich in Empfang nehmen würde. Wir konnten nicht mit unserem Privatjet fliegen, weil mein Vater in aller Frühe nach Puerto Rico reisen musste.

Mit Logan auf dem Nachbarsitz der First Class fühlte ich mich sicher. Ich flog nicht gern, und es war mir lieber, wenn jemand bei mir war. Und diesmal war die Angst noch größer, weil mir das traumatische Erlebnis noch in den Knochen steckte. Ich wollte einfach zurück in mein Apartment, in mein gewohntes Leben, doch nach der Entführung war das nicht mehr möglich: Die Stadt, die ich so sehr liebte, war auf einmal zu meiner Feindin geworden.

Als ich aus dem Flugzeug stieg und mein iPhone wieder einschaltete, ploppte eine Nachricht von Liam auf. Er schrieb, das Abendessen ginge auf ihn, ich solle alles ihm überlassen, er würde mich hüten wie seinen Augapfel. Ich musste schmunzeln. Manchmal fragte ich mich, warum wir kein Paar waren, aber dann dachte ich an unsere tiefe Freundschaft und damit hatte sich jeglicher Gedanke an eine Liebesbeziehung erledigt.

Ich hatte definitiv keine Lust, mein Apartment mit einem Unbekannten zu teilen, und wenn dieser ominöse Mr Moore von jetzt an bei mir nächtigen würde, war es besser, Liam an meiner Seite wissen. Ich wusste, ich konnte ihn nicht für die ganze Nacht in Beschlag nehmen, aber ich würde ihn bitten, so lange zu bleiben, bis ich mich an die neue Situation gewöhnt hatte. Bodyguards machten mich supernervös, sie gaben mir immer das Gefühl, dass jeden Moment etwas Schlimmes geschehen konnte.

Als meine Mutter zu Tode kam, wurde für meinen Vater fortan das Thema Sicherheit für die ganze Familie großgeschrieben. Logan begleitete ihn überallhin, selbst wenn er nur eine Flasche Wasser kaufen ging. Gabriella und ich genossen ein wenig mehr Freiheit, hinter den Internatsmauern waren wir relativ safe. Außerdem standen wir im Gegensatz zu unserem Vater nicht im Licht der Öffentlichkeit.

Mit meinem Umzug nach New York änderte sich das. Es war nicht mehr wie im stillen England, wo Gabriella und ich wie in einer Blase lebten, auch wenn sich mein Vater zu meiner Überraschung für seine Verhältnisse zunächst zurückgehalten hatte. Aber seit der Entführung war es damit vorbei. Keine zehn Pferde würden ihn davon abbringen, mich bewachen zu lassen. Und so sehr es mich nervte, irgendwie erleichterte es mich auch. Um die Wahrheit zu sagen: Mir ging der Arsch auf Grundeis, vor allem, weil die Hintergründe völlig im Dunkeln lagen. Die ganze Sache war äußerst mysteriös, und ich wurde das Gefühl nicht los, dass das erst der Anfang eines langen Albtraums war.

Ich versuchte den Gedanken zu verdrängen und folgte Logan durch den langen Gang, an dessen Ende New York auf uns wartete. In den letzten Tagen war so viel passiert, dass ich nur noch ein heißes Bad nehmen und mich ins Bett legen wollte, um am nächsten Tag festzustellen, dass alles nur ein böser Traum gewesen war.

»Miss Marfil, ich werde Sie nicht bis zu Ihrem Apartment begleiten. Mein Rückflug geht in zwei Stunden, aber Mr Moore wird sich ab jetzt um Sie kümmern, okay?«

Um mich kümmern? War ich vielleicht ein Kleinkind?

Ich nickte wortlos. Irgendwann erreichten wir die Tür zur Ankunftshalle, in der Familienangehörige warteten und akkurat gekleidete Männer Namensschilder hochhielten. Ich hatte meinen schnell gefunden.

Während wir auf meinen künftigen Beschützer zugingen, begann mein Herz auf unerklärliche Weise schneller zu schlagen. Logan überholte mich und streckte ihm die Hand hin, als würde sie sich bereits kennen. Mir blieb einfach nur die Luft weg.

Noch nie hatte ein männliches Wesen eine solche Reaktion in mir ausgelöst. Ich schwöre. Mir fehlen die Worte, es zu beschreiben.

»Miss Cortés, ich bin Sebastian Moore und von jetzt an für Ihre Sicherheit verantwortlich«, sagte er und streckte die Hand aus.

Einen Moment lang war ich wie versteinert, und als sich unsere Hände berührten, verspürte ich ein Kribbeln im Bauch. War das das Gefühl, von dem Liam immer erzählt hatte? Löste mein Anblick auch so ein Kribbeln in den Männern aus?

Ich fühlte mich klein und unbedeutend und war mit einem Mal total verunsichert. Das kannte ich gar nicht von mir. Sebastians Blick war völlig emotionslos, als betrachtete er eine Parkbank.

Wie in einer Übersprunghandlung setzte ich meine Sonnenbrille auf. Ich musste wieder einen klaren Kopf bekommen und wollte es mir um keinen Preis anmerken lassen, wie geflasht ich von unserer ersten Begegnung war.

»Ich übergebe Sie in gute Hände, Miss«, sagte Logan, bevor er erneut Sebastians Hand drückte.

Sebastian ... Mein Gott, er hatte auch noch einen unglaublich sexy klingenden Namen.

Logan flüsterte ihm irgendwas ins Ohr, aber ich hatte nur Augen für Sebastian Moore.

Er war groß, genau der Typ Mann, auf den ich stehe, einer, der einen locker mit einem Arm hochheben kann und bei dem man sich auf die Zehenspitzen stellen muss, wenn man ihn küssen will, wie bei Liam, und den überragte Sebastian locker noch um ein paar Zentimeter. Er trug Anzug und Krawatte und hätte als einer der reichen Wall-Street-Schnösel durchgehen können, die es in meinem Viertel zuhauf gab, aber im Unterschied zu denen war er total jung.

Wie alt mochte er sein? Anfang, Mitte zwanzig? Ich brannte vor Neugier, alles über ihn zu erfahren.

Er hatte hellbraunes Haar und einen Dreitagebart. Ich stellte mir vor, wie herrlich die Stoppeln pieksten, wenn man mit der Hand darüberfuhr. Mit dem markanten Kinn und dem athletischen Körper war er ein Bild von einem Mann. Die Muskeln der Oberarme sprengten fast die Ärmel des Jacketts.

Reiß dich zusammen, Marfil!

Wie in Trance folgte ich ihm zum Parkplatz. Bei meinem Vater wurden wir immer von einem Chauffeur von A nach B kutschiert, aber in New York nahm ich ein Taxi oder ein Uber oder ab und zu auch mal die Metro. Draußen wartete ein schwarzer Audi auf uns.

Sebastian begab sich zur Fahrerseite und ich wartete an der Beifahrertür. Über die Motorhaube hinweg meinte er kühl: »Es wäre mir lieber, wenn du dich nach hinten setzt.«

Ich war verwirrt. Zum einen, weil er mich geduzt hatte, was sich angenehm, aber auch ein wenig merkwürdig anfühlte, und zum anderen, weil er mir nicht die Autotür geöffnet hatte. Nicht,

dass ich irgendwelche Prinzessinnenallüren gehabt hätte oder so, aber bei mir zu Hause hatten die Angestellten meinem Vater und mir gegenüber immer ein bestimmtes Protokoll eingehalten, und so war ich etwas überrascht. Lupe war die Einzige, die manchmal die Förmlichkeiten beiseiteließ, aber auch nur, wenn wir unter uns waren.

Ich nahm also im Fond Platz und beobachtete ihn über den Rückspiegel. Er kannte sich offenbar gut aus, denn nach nur drei Minuten hatten wir das Flughafengelände verlassen und befanden uns auf dem Weg nach Manhattan. Aber erst mal mussten wir quer durch Queens fahren, und das würde mindestens eine halbe Stunde dauern. Ob er irgendwann das Wort an mich zu richten gedachte?

»Ich würde gerne wissen, wie genau die Befehle meines Vaters aussehen«, sagte ich, nachdem wir uns eine gefühlte Ewigkeit angeschwiegen hatten.

Sebastian warf mir durch den Rückspiegel einen kurzen Blick zu.

»Befehle?«

Er fühlte sich wohl auf den Schlips getreten.

»Na ja, Anweisungen, Instruktionen, nenn es, wie du willst.«

»Ich habe die Aufgabe, dich zu schützen und deinen Vater über jedes Vorkommnis zu informieren, während du in meiner Obhut bist.«

In seiner Obhut ... schon klar.

Ich wollte das Gespräch nicht weiter fortsetzen. Seine nüchterne Art ging mir auf den Zeiger. Und seine tiefe Stimme erzeugte bei mir eine Gänsehaut.

In Rekordzeit hatten wir meine Wohnung erreicht. Ein rasanter Fahrstil zählte offenbar nicht zu den Sicherheitsbedenken. Als er wie selbstverständlich vom Parkplatz mit mir zum Aufzug

ging, wurde mir erst richtig klar, dass ich ab jetzt die Wohnung mit ihm teilen würde.

Fuck.

Das Schweigen in dem engen Aufzug war total beklemmend. Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie mit jemandem so lange geschwiegen. Liam wäre stolz auf mich.

Sebastian überholte mich und zog einen Schlüssel aus der Tasche. Er öffnete die Tür und ließ mir den Vortritt. Offenbar konnte er ja doch ein Kavalier sein.

Aber, Moment mal, wieso hatte er einen Schlüssel zu meiner Wohnung?

War er etwa schon dort gewesen?

Auf den ersten Blick sah alles aus wie immer. Nur, dass ich vor ein paar Tagen ganz in der Nähe warum auch immer entführt worden war. Als ich das letzte Mal hier war, hatten sich meine Gedanken nur um die bevorstehende Prüfung und die Frage gedreht, ob ich den Typen aus der Bar anrufen sollte oder nicht, dessen Name mir längst entfallen war.

Ich legte meine Tasche auf der Kücheninsel ab und drehte mich beklommen zu meinem neuen WG-Partner um.

»Das fühlt sich seltsam an«, machte ich mir Luft.

Sebastian zog das Jackett aus und hängte es auf einen Bügel an der Garderobe. Er trug eine Waffe am Gürtel wie ein Polizist.

»Tu einfach so, als wäre ich nicht da.«

Klar doch! Er nahm ja nur den halben Raum ein.

»Hör mal, ich weiß nicht, wie du das siehst, aber wenn du hier wohnst und vierundzwanzig Stunden an mir klebst, würde ich schon gerne ein paar Dinge über dich wissen ...«

»Was dich und deine Sicherheit angeht, kannst du mich alles fragen.«

»Wie alt bist du?«

Echt jetzt, Marfil?

Sebastian runzelte die Stirn.

»Das ist für dich und deine Sicherheit nicht von Belang.«

»Willst du mir nicht antworten?«

»Nein.«

Angepisst presste ich die Lippen zusammen.

»Ich fühle mich komisch, einen Bodyguard um mich zu haben. Ich muss dich vorwarnen, es kann dauern, bis ich mich an dich gewöhnt habe.«

»Das wird schon.«

Da fiel mir auf, dass ich immer noch die Sonnenbrille trug. Wie albern. Ich nahm sie ab. Unsere Blicke trafen sich. Seine Augen waren braun ... und er hatte dichte schwarze Wimpern ...

Mein erster Impuls war, den Blick abzuwenden, doch so schnell ließ ich mich nicht einschüchtern.

»Okay. Dann tue ich also einfach so, als ob du nicht da wärst?«

Das schien in seinem Sinne zu sein.

»Genau. Gib mir Bescheid, wenn du das Haus verlassen willst.«
Na toll.

»Ich weiß nicht, ob du gesehen hast, dass es neben deinem Zimmer ...«

»Keine Sorge, dein Tanzstudio ist für mich tabu.«

»Ich verbringe viel Zeit darin. Natürlich gehört der Raum zum Dienstbotentrakt, und ich muss jedes Mal durch dein Zimmer laufen, wenn ich dorthin will, aber ich würde gerne weiterüben wie bisher.«

»Es ist dein Zimmer, es stört mich nicht, wenn du durchläufst.«

Das war immerhin etwas. Ich hatte schon befürchtet, mein Vater hätte das Studio räumen lassen oder Sebastian hätte sich dort häuslich niedergelassen. Es war mir bewusst, dass er mir einen

Gefallen tat, das andere Zimmer war deutlich kleiner und ungemütlicher, aber meinen Lieblingsort würde ich nicht aufgeben. Es war schließlich meine Wohnung.

»Dann geh ich jetzt mal in mein Zimmer.«

Ich wartete seine Antwort nicht ab und begab mich in mein Schlafzimmer. Mann, war ich aufgeregt.

Das Zimmer sah aus wie eine Räuberhöhle. So, wie ich es verlassen hatte.

Aus irgendeinem unerklärlichen Grund überkam mich plötzlich ein Ordnungsfimmel. Ich weiß nicht, ob es daran lag, dass ich mich unwohl fühlte, oder weil ich mich nicht einfach im Wohnzimmer auf die Couch fläzen konnte. Jedenfalls begann ich wie eine Getriebene aufzuräumen – richtig aufzuräumen! –, bis alles picobello war.

Ich schaute auf mein Handy auf dem Nachttisch und sah, dass Liam mir eine Nachricht geschickt hatte. In einer Stunde würde er da sein. Das war die Chance, mein Wohnzimmer zurückzuerobern. Ich duschte und zog mir bequeme Klamotten an: meine Lieblingsjeans und ein weißes T-Shirt. Eingehend betrachtete ich mich im Spiegel.

Welchen Eindruck würde ich auf Sebastian machen?

Seit ich denken konnte, hatten mir alle immer geschmeichelt und Komplimente gemacht. Bei meinen Mitschülerinnen im Internat war ich gehasst und gefürchtet. Es hatte eine Weile gedauert, bis sie und die Nonnen mich akzeptierten. Die waren die Schlimmsten, wie oft hatte ich mir den Spruch anhören müssen »Du bist die wandelnde Sünde!«. In meiner Naivität hatte ich nicht begriffen, was sie damit meinten, bis Liam es mir erklärte.

»Weißt du eigentlich, wie schön du bist?«, hatte er mich gefragt, als wir beide in meinem Bett lagen, ich nur mit einem Slip